

Das politische Vermächtnis von Malcolm X

Editorische Notizen von Jürgen Heiser

Aus: Alex Haley (Hg.): *Malcolm X - Die Autobiographie*, Bremen 2003, S. 487-497

In New York bilden die 1987 von Lenox Avenue in Malcolm X Boulevard umbenannte Straße und der Martin Luther King Jr. Boulevard eine große Kreuzung im Herzen von Black Harlem. Die frühere Lenox Avenue ist ein geschichtsträchtiger Ort, denn hier hatte Malcolm X einige seiner aufsehenerregenden Reden gehalten. Und genau hier an dieser Kreuzung wurde Nelson Mandela, der langjährige politische Gefangene des südafrikanischen Apartheidsystems und spätere Präsident der Republik Südafrika, kurz nach seiner Freilassung bei seinem Besuch bei den Vereinten Nationen in New York feierlich von der afroamerikanischen Bevölkerung empfangen. Einer der Harlemites, die ihn würdevoll begrüßten, war Dhoruba bin Wahad, der als Mitglied der Black Panther Party unter falschen Anschuldigungen neunzehn Jahre in US-Gefängnissen gesessen hatte und ebenfalls erst kurze Zeit wieder in Freiheit war. Er überbrachte Nelson Mandela die Grüße der politischen Gefangenen aus dem US-Gefängnisystem. Der historische Händedruck zwischen Mandela und bin Wahad ging als Foto um die Welt. Hier reichten sich symbolhaft das sich befreiende Afrika und die um ihre Befreiung vom Rassismus kämpfenden Nachfahren der afrikanischen Sklaven die Hände.

Im September 2003 beschloß auch das Stadtparlament von Los Angeles, eine Straße nach Malcolm X zu benennen, den »Malcolm X Way«. Attallah Shabazz, älteste Tochter von Malcolm X alias El-Hajj Malik El-Shabazz, wohnte der Zeremonie in Los Angeles bei. Obwohl Mitglieder des Stadtparlaments gefordert hatten, statt eines »Way« habe Malcolm X auch in ihrer Stadt einen »Boulevard« verdient, erklärte sie gegenüber der Presse, sie freue sich für ihren Vater. Der Stadtrat Antonio Villaraigosa betonte: »Ich kann heute hier sein, weil Menschen wie er dafür gestorben sind, daß ich heute *das Recht* habe, hier zu sein.« Villaraigosa erklärte, er habe als Teenager »The Autobiography of Malcolm X« gelesen und er erinnere sich noch gut daran, daß Malcolm X »ein Mann war, der für die Idee stand, daß wir alle nur nach unserem Charakter beurteilt werden sollten.« An der Aussage Villaraigosas wird deutlich, daß Malcolm X schon zu seinen Lebzeiten starken Einfluß auf die hispanischen Gemeinden in den USA ausübte, der bis heute fort dauert.

Mumia Abu-Jamal hat in seinem Vorwort zum vorliegenden Band festgestellt: »Die Geschichte entwickelt sich nicht in einem Vakuum. Ereignisse, die Jahrhunderte, Jahrzehnte, Jahre zurückliegen, bewegen sich wie Wellen durch das Meer der Zeit, um schließlich die Küsten unseres heutigen Lebens zu erreichen.«

Die Umbenennung von Straßen oder Schulen – wie dem Malcolm X College in Chicago –, die Prägung einer Gedenkbriefmarke des US-Postal Service im Jahr 1999, wissenschaftliche oder politische Konferenzen über Theorie und Praxis von Malcolm X, über die Geißel des Rassismus oder die Abschaffung der Todesstrafe sowie die Publikation vielfältiger Literatur von und über ihn sind eine der Wellen, welche »die Küsten unseres heutigen Lebens« erreichen.

Die Autobiographie ist in alle Welt Sprachen übersetzt und wird in den USA, Lateinamerika, Afrika und Europa ständig gelesen. Sie ist ein Klassiker der politischen Weltliteratur, der insbesondere unter den jungen Generationen per Mundpropaganda Verbreitung findet. 1999 nannte das Time-Magazine die Autobiographie »eines der zehn einflußreichsten Sachbücher des [20.] Jahrhunderts«. Wer sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit dem Versuch der USA, eine globale Neue Weltordnung zu errichten, oder mit dem damit korrespondierenden Zustand der Demokratie und den Einschränkungen der Bürgerrechte in der USA-Gesellschaft befaßt, stößt unweigerlich auf Malcolm X und sein politisches Erbe.

Der Verfasser hatte sich schon Ende 1988 um die deutschen Veröffentlichungsrechte bemüht. Denn in deutscher Sprache war die Autobiographie schon lange vergriffen und nur noch aus den Haushaltsauflösungen der studentischen Linken antiquarisch zu bekommen. 1966 hatte der S. Fischer Verlag die in den USA im Jahr zuvor erschienene Autobiographie ins Deutsche übertragen, allerdings in einer für die damalige Zeit typischen Weise: komplizierte oder von Übersetzer und Lektorat nicht begriffene Sachverhalte wurden »sinngemäß« zusammengefaßt, Auslassungen nicht kenntlich gemacht. Durchgängig war dem Text anzumerken, daß ihn jemand übertragen hatte, der sich noch nie mit den Zusammenhängen von Rassismus und Sprache und schon gar nicht mit dem nicht minder dramatischen Zusammenhang von Frauenbild und Sprache befaßt hatte. Dieses Umgehen mit dem Text gipfelte in dem Vorwort von Klaus Harpprecht, das heute in seinem Tenor nur als rassistisch bezeichnet werden kann und damals den S. Fischer Verlag zu dem tendenziösen Buchtitel »Der schwarze Tribun« angeregt hatte.

Für die geplante Neuherausgabe der Autobiographie mußte also eine neue Übersetzung erstellt werden, die nicht nur verantwortungsbewußt mit dem Originaltext umzugehen hatte, sondern auch mit der deutschen Zielsprache. Mitte der 60er Jahre war das Wort *Neger* in der deutschen Sprache für Afrikaner, Afro-Amerikaner oder schwarze Europäer ungebrochen üblich. Obwohl sogar der Brockhaus ausweist, daß die Bezeichnung *Neger*, die Anfang des 17. Jahrhunderts vom französischen *nègre* ins Deutsche übernommen worden war, bereits Ende des 19. Jahrhunderts analog zum amerikanischen *nigger* »zunehmend als diskriminierend« angesehen wurde, war auch in der alten Übersetzung bei Fischer aus *negro* immer *Neger* geworden. In den 60er Jahren haben die großen bürgerlichen Verlage dem aber nicht Rechnung getragen, obwohl die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Rassismus in den USA, Südafrika, »Rhodesien« (Zimbabwe) und »Deutsch-Südwestafrika« (Namibia) auch in der deutschen Bundesrepublik bekannt waren. Zur Zeit der Anfertigung der hier vorliegenden Übersetzung Anfang der 90er Jahre aber war *negro* in den USA ebenso durchgängig als herabwürdigendes Schimpfwort verpönt wie *Neger* im deutschen Sprachraum. Mittlerweile gehört es schon zum Grundwissen mehrerer Generationen in den Kindergärten, nicht mehr »Negerküsse«, sondern »Schokoküsse« zu sagen. Hinter diesen Erkenntnisstand durfte eine Neuübersetzung der Autobiographie vor Malcolm X nicht zurückfallen. Im Zuge dieser Arbeit stellte sich deshalb die politische Frage, wie die wortgetreue Übertragung des historischen Textes damit in Einklang gebracht werden kann, daß sich angesichts der in dieser Zeit massiv zunehmenden Angriffe auf Menschen nichtweißer Hautfarbe die tausendfache Verbreitung des Wortes *Neger* geradezu verbietet. Hier lebende Afrikanerinnen und Afrikaner fordern ebenso wie Schwarze Deutsche schon lange, das aus der Zeit der Kolonisierung und Versklavung der afrikanischen Völker stammende und rassistisch belegte Wort zu ächten.

Der Verlag holte sich dazu Rat und Unterstützung bei Prof. Imari Obadele aus Baton Rouge, Louisiana, der mit Malcolm X zusammengearbeitet und 1965 nach dessen Ermordung die Malcolm X Society mitbegründet hatte. Obadele erklärte, Malcolm X habe schon seit seiner Pilgerfahrt nach Mekka und seit der Kritik, die er auf seiner Afrikareise erfahren hatte, selber nicht mehr von *negros*, sondern von *Blacks* und *African-Americans* gesprochen. Lebte Malcolm X heute noch, so Obadele, dann würde er genauso wie alle anderen bewußten Schwarzen ganz sicher das Wort *negros* nicht mehr verwenden. Deshalb sei es Teil der verlegerischen Sorgfaltspflicht, die sprachlich und politisch zeitgemäße Form der Übersetzung zu wählen, also *Schwarze/r* oder *Afro-Amerikaner/in*.

Der afro-amerikanische Schauspieler Ossie Davis¹ hatte am 27. Februar 1965 in seiner Trauerrede bei der Beerdigung von Malcolm X einen Aspekt hervorgehoben, der wie eine indirekte Bekräftigung der Empfehlung von Prof. Obadele wirkt: »...dieser Afro-Amerikaner, der hier vor uns liegt... Ich sage das Wort noch einmal, wie er es auch von mir verlangt

¹ Ossie Davis setzt sich heute vor allem für politische Gefangene wie Mumia Abu-Jamal ein. Siehe www.freedom-now.de.

hätte: *Afro-Amerikaner* – dieser Afro-Amerikaner Malcolm war ein Meister und peinlich genau im Gebrauch seiner Worte. Keiner kannte die Macht, die Worte über den menschlichen Geist ausüben können, besser als er. Malcolm hatte schon vor Jahren aufgehört, ein »Negro« zu sein. Dieses Wort war für ihn ein wunder Punkt, war einfach zu klein und zu schwach. Malcolm war größer als es. Malcolm hatte sich zu einem Afro-Amerikaner gewandelt, und er wollte um jeden Preis, daß wir alle, sein ganzes Volk, uns ebenfalls zu Afro-Amerikanern wandeln würden.«

In diesem Sinne ist die vorliegende Übersetzung gewissenhaft angefertigt worden.

Wenn wir beim Bild der Wellen bleiben wollen, durch die Malcolm X auch heute immer wieder an unsere Küsten gelangt, dann muß auch die Frage gestellt werden, welcher Art die Rezeption seines politischen Erbes heute ist: *Wer* nimmt diese Wellen wahr, wer ist interessiert an Malcolm X und warum? Die Motive dürften dabei sehr unterschiedlich sein. Was aber macht die Hauptlinien der Attraktion aus, warum erzeugt Malcolm X bis heute so große Aufmerksamkeit? Warum ist sein Name heute bekannter als zu seinen Lebzeiten? Was genau macht ihn zur Legende?

Zur Veranschaulichung ein Blick ins neue Medium Internet. Gibt man bei www.google.de den Suchbegriff »Malcolm X« ein, erscheint der Hinweis: weltweit 577.000 Suchergebnisse. Man müßte 50 Jahre lang konsequent jeden Tag 32 dieser Internet-Verweise anklicken, dann wäre es zu schaffen, sie alle durchzugehen. Diese Rechnung ist aber rein statistisch, denn in Wirklichkeit reicht diese Zeit nicht aus, weil sich hinter vielen der Verweise mit Akribie gestaltete Websites verbergen, die zum Verweilen einladen. Von der in die USA gezogenen Studentin aus Kaiserslautern, die von Malcolm X begeistert ist und alles über ihn sammelt, Stationen seines Lebens aufgesucht und fotografiert hat, bis zur »Offiziellen Malcolm X-Website« (siehe Adressen am Ende der Vitae) findet sich alles, was heutzutage an Daten erfaßbar und im Internet darstellbar ist.

Darüber hinaus gibt es noch die nichtvirtuellen Fundstellen, also Bibliotheken und Semesterapparate der Black Studies Departments an US-Hochschulen, die Stadtbibliotheken und Sammlungen wie das Schomburg Center for Research in Black Culture in New York – angesiedelt übrigens auf dem Malcolm X Boulevard – und politische Bewegungen und Organisationen, bei denen Ausläufer der Malcolm-X-Welle gestrandet sind. Auch in den Archiven des Jazz stoßen wir auf Texte, die an Malcolm X erinnern. Und seit Ende der 70er Jahre in den Ghettos der US-Großstädte HipHop und Graffiti entstanden sind und damit neue Ausdrucksformen, mit denen sich Legenden wie die Black Panther Party und Malcolm X in einer *street culture* öffentlich darstellen ließen, nahm Malcolm X zum Teil die Gestalt einer Pop-Ikone an. Wie das Konterfei von Che Guevara bediente er als »Militanter« eine weltweite Jugendkultur, die nach Symbolen für ihr Aufbegehren und nach gemeinsamen Codes für eine Orientierung in der komplizierter werdenden Weltgesellschaft suchte. Daran hatten er und der Zeitgeist allerdings mitgestrickt. Sein Auftreten war das eines *Leaders*, einer Führungspersönlichkeit, und seine Zeit war die der Che Guevaras, Leyla Khaleds, Nelson Mandelas, Patrice Lumumbas, Angela Davis', George Jacksons, Ulrike Meinhofs, Ho Tshi Minhs – Personen also, in denen sich für die Öffentlichkeit ein Programm, eine Partei, eine Organisation oder Befreiungsbewegung verkörpert.

Malcolm X stand für *Black Pride*, *Black Power*, stand für den aufbegehrenden schwarzen Sklaven, der nach 400 Jahren Unterdrückung sein Joch abschütteln und nicht länger auch noch »die andere Wange hinhalten« will, wenn *Massa* ihn ohrfeigt. Malcolm X stand dafür, daß es nicht um Integration in die weiße Gesellschaft, also allein um den Kampf um die Bürgerrechte in den USA geht, sondern um das Einfordern der Menschenrechte vor der Weltgemeinschaft, in der die antikolonialen Befreiungsbewegungen seit den 60er Jahren eine zunehmend wichtige Stellung einnahmen.

Malcolm X war und ist faszinierend und für viele Orientierung, weil er sich in diesem

nationalen wie internationalen Kampf immer auf jene bezog, die auf »die unterste Stufe der Gesellschaft des weißen Mannes gesunken« waren. Dabei war er geradeheraus, war kein Heuchler, der falsche Hoffnungen verbreitete, nur um Gefolgschaft zu finden. Er war angriffslustig, wo »Politiker«, auch linke, immer nur taktisch und verschlagen sind:

»Ich sag es, wie es ist! Niemand braucht zu befürchten, daß ich mit der Wahrheit hinterm Berg halte, wenn ich etwas als wahr erkannt habe. Was wir in diesem Land brauchen, ist eine viel härtere Auseinandersetzung zwischen Schwarz und Weiß über die nackte Wahrheit – die Luft muß gereinigt werden von Rassenwahn, den Klischees und Lügen, die die Atmosphäre dieses Landes seit vierhundert Jahren vergiften.«

Genau dieses Verhältnis zur Realität der USA-Gesellschaft machte seine Glaubwürdigkeit aus. Er hatte ein Gespür für das, was auch ihn selber aus den Abgründen der rassistischen Gesellschaft befreit hatte: Er konnte anderen Schwarzen und Unterdrückten Anstöße dafür geben, Selbstrespekt und Selbstvertrauen zu entwickeln – ein erster Schritt, um sich nicht mehr kleinmachen zu lassen, sondern mutig zu werden, Forderungen zu stellen, sich mit anderen zusammenzuschließen und die gemeinsame Stärke zu entdecken. Das war der Grund, warum er und seine überall auf der Welt verbreiteten Reden so großen Anklang fanden und warum er in Afrika und dem Nahen Osten wie ein Staatsgast empfangen und der militanten Jugend von der New Yorker Bronx über Mexiko und Soweto bis Paris und Berlin zur Inspiration für ihre eigene Verwegenheit bei der Schaffung außerparlamentarischer Fundamentalopposition wurde.

Erst weit nach seinem Tod versuchte eine von den USA ausgehende Pop- und Filmindustrie ihn endgültig zu einer Ikone zu machen. Bestes Beispiel ist der 1992/93 in den USA und Europa angelaufene und vom bürgerlichen Feuilleton gepriesene Spielfilm des afro-amerikanischen Regisseurs Spike Lee, der noch immer regelmäßig als Wiederholung von verschiedenen Fernsehsendern auch in Deutschland ausgestrahlt wird. Lees Film basiert auf der Autobiographie, aber er blendet gerade den wichtigsten Teil davon aus, nämlich die letzten beiden Jahre in Malcolm X' Leben, als ihn die Pilgerfahrt nach Mekka, seine Afrika- und Europareisen stark beeindruckt und zu einem ausgewiesenen internationalistischen Verständnis gebracht hatten. Auch sein Verständnis des Islam, wie er ihn bei der Nation of Islam kennengelernt hatte, veränderte sich grundlegend. Das im Film deutlich zu machen, wäre nur korrekt gegenüber Malcolm X und seinem vorwiegend jugendlichen Kinopublikum gewesen, aber es hätte das Mainstream-Produkt des schwarzen Mittelstands nicht weltweit vermarkten lassen. Politische Klarheit ist nicht gerade das, was die mächtigen Konzerne der US-Filmindustrie zu teuren Werbefeldzügen animiert. Ein Film jedoch, der den kleinkriminellen *Hustler Detroit Red* und den »fanatischen« Prediger der Nation of Islam zu einem Kultobjekt macht, mit dem man auch Modetrends verkaufen kann, schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe.

Malcolms Witwe Dr. Betty Shabazz und sein Bruder Robert Little waren mit dem Film nicht einverstanden. Robert Little erklärte 1992 in einem Zeitungsinterview: »Malcolm ist heute populärer als zu seinen Lebzeiten. Die Menschen beschäftigen sich mit seinem Buch und beziehen daraus ihre Vorstellungen. Der Film wird diese Art von Zugang schlagartig überflüssig machen und nur noch Stereotypen übriglassen.«

Der karibische Schriftsteller und Historiker Jan Carew hat in seinem Buch »Geister in unserem Blut – mit Malcolm X auf den Spuren schwarzer Identität« über seine Begegnung mit Malcolm X in England geschrieben: »Der Zufall wollte es, daß ich Malcolm X am Ende der wichtigsten vierzehn Monate seines politischen Lebens kennenlernte. Innerhalb eines Zeitraums von etwas mehr als einem Jahr hatte er sich von Elijah Muhammads Nation of Islam getrennt, die Organization of Afro-American Unity und Muslim Mosque Inc. gegründet, eine zweite Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und in bedeutenden Reden, sowohl in den Vereinigten Staaten als auch im Ausland, seine Bereitschaft erklärt, sich mit all denen zusammenzuschließen, die für die Freiheit kämpfen. ...

Anfang Dezember [1964] ... nahm er an einer Debatte der Oxford Union teil, ...kaum drei

Monate später wurde er von der African Society nochmals nach London eingeladen. ... In beiden Ansprachen befaßte Malcolm sich in seiner politischen Abhandlung nicht wie bisher mit Bürgerrechten, sondern sprach über Menschenrechte und sagte ganz unmißverständlich, daß der schwarze Freiheitskampf internationalisiert statt ghettoisiert werden müsse. Mit leidenschaftlicher Überzeugung, die so charakteristisch für ihn war, beteuerte er seine Bereitschaft, mit Menschen, die offen für seine Ideen waren, ungeachtet ihrer Vorfahren, ihrer Hautfarbe und ihres Glaubens zusammenzuarbeiten.«²

Für Jan Carew stand fest: »Malcolm X war in Wirklichkeit eine weitaus vielschichtigere Persönlichkeit, ... als es die Fülle der verzerrten Bilder, die nach seinem vorzeitigen Tode verstreut wurden, auszudrücken vermögen. ... Indem die Heerschar der Götzendiener, deren Zahl mit jeder neuen Generation größer wird, ihn zu einer Ikone erhoben hat, erweckt sie gleichzeitig auch den Antäus-Mythos³ zu neuem Leben. Je höher ihre vergötterte Figur jedoch in den Himmel gehoben wird, desto schwächer und verschwommener wird das Bild des wirklichen Malcolm X in ihren Vorstellungen. Folglich sind sie eher dazu geneigt, seine Mahnungen in den Wind zu schlagen, und weniger davon angetan, ihm in seiner strengen Lebensweise nachzueifern. Letzten Endes halten sie es für unmöglich, sich mit ihrem ganzen Herzen der Befreiung der Schwarzen hinzugeben, wofür auch er gestorben ist. Wir müssen Malcolm wieder entglorifizieren und sein Andenken vermenschlichen. Es ist an der Zeit, ihn vor dem Hintergrund einer Großfamilie zu sehen, um ihn dann in den Kontext einer größeren Gemeinschaft von Menschen sowohl in Amerika als auch in anderen Ländern zu stellen, die ihn beeinflussten und die er seinerseits beeinflusste.«⁴

Sich Malcolm X wieder anzunähern, bedeutet also vor allem, ihn vom Sockel zu uns herunterzuholen, weil er eben kein Denkmal ist und auch nie eins sein wollte. Er ist als Mensch und vor allem auch als politischer Mensch ein Produkt seiner Umgebung und seiner Zeit. Und das betrifft sein revolutionäres wie auch sein noch von der alten Gesellschaft behaftetes Denken und Handeln. Wenn es darum geht, sein politisches Vermächtnis zu würdigen und auf seine Tauglichkeit für die notwendigen Veränderungen in der heutigen Welt zu beurteilen, geht es deshalb auch um eine kritische Annäherung an das, was er uns mit dem vorliegenden schriftlichen Vermächtnis hinterlassen hat. Es kann sicher nicht die Aufgabe eines Nachwortes zu einer Autobiographie sein, diese in ihren Einzelheiten zu kommentieren. Aber wenn der Schriftsteller Kurt Wolff seinem Verleger Wagenbach einmal in einer Festschrift den Wunsch des Autors ins Buch geschrieben hat, er möge »nicht anonym, sondern synonym mit seiner Tätigkeit« sein, dann bedeutet »sinnverwandte« zu sein für den Verleger, seinem Autor dort, wo Widerspruch sich unweigerlich erheben muß, etwas ins Buch zu schreiben. Der Atlantik Verlag tritt mit seinen Veröffentlichungen nicht nur gegen nationalen Chauvinismus auf, sondern auch gegen jede Form von Chauvinismus, wie ihn Männer gegen Frauen richten. Deshalb wäre es wünschenswert gewesen, mit Autor Malcolm X oder Herausgeber Haley über einige in der Autobiographie enthaltene frauenfeindliche Äußerungen sprechen zu können. Aber der Autor lebt bekanntlich nicht mehr und auch Alex Haley ist mittlerweile verstorben, und so bleibt den Verantwortlichen im Verlag nur, deutlich zu sagen: Wir wissen um diese Stellen im Buch, aber so war die Zeit und so waren die Männer dieser Zeit. Fast scheint es heute, als würde sich in dem gesellschaftlichen Rollback, das sich seit vielen Jahren gegen einst erreichte revolutionäre Errungenschaften und tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen richtet, der Zeitgeist, von dem auch Malcolm X in seinem wenig reflektierten Verhältnis zu Frauen geprägt war, mit dem heutigen Zeitgeist die Hand reichen. Auch hier trifft

2 Jan Carew, Geister in unserem Blut. Mit Malcolm X auf den Spuren schwarzer Identität, Bremen 1997, S. 7.

3 Griech. Sage: Antäus, ein Riese, ist unbesiegbar, solange er die Erde, seine Mutter, berührt; Herakles hob ihn vom Boden und erwürgte ihn.

4 Carew, a.a.O., S. 6.

die einfache Tatsache zu, daß Malcolm X zu früh gestorben ist. Er hatte keine Gelegenheit mehr, sich der Kritik seiner Schwestern und Genossinnen zu stellen, die auf allen Ebenen der Bürgerrechtsbewegung, der Black Panther Party und der anderen Strömungen des *Black Movement* in der zweiten Hälfte der 60er Jahre begannen, Chauvinismus und männliche Dominanz in Frage zu stellen und diese Strukturen nicht mehr mitzutragen.

Nicht nur an diesem Beispiel zeigt sich, daß die Autobiographie als zeitgeschichtliches Dokument, das vor fast vier Jahrzehnten entstanden ist, keine fertigen Antworten auf heute aktuelle Fragen liefern kann. Sie kann nicht Endpunkt einer Analyse, sondern bestenfalls Ausgangspunkt für Fragestellungen sein, welche die Gegenwart aufwirft.

Als diese Übersetzung der Autobiographie 1992 als Hardcover in erster Auflage unter Federführung des Gegenöffentlichkeitsprojekts Agipa-Press erschien, war sie durch die darin enthaltenen Beiträge auch ein Dokument der ideologischen Auseinandersetzungen dieser Zeit. Aber heute, nur etwas mehr als ein Jahrzehnt später, ist der damals virulente Diskurs über die Kritik an der kulturellen Vereinnahmung der »Pop-Ikone Malcolm X« – Spike Lees Film war gerade in den Kinos angelaufen – längst überholt. Er erscheint gegenüber den dramatischen Veränderungen, die sich seitdem im globalen Maßstab ebenso wie auf gesellschaftlicher Ebene in den USA, Europa und der Bundesrepublik Deutschland vollzogen haben, wie die Selbstbeschäftigung einer intellektuellen Spezies, die sich durch die Überbetonung willkürlich ausgewählter Aspekte des *cultural dissent* von der eigentlichen Grundfrage ablenkt, wie sie auch schon Malcolm X aufgeworfen hatte, nämlich *was* diese Welt ist und *wessen* sie ist. Eine Frage, die heute wichtiger ist denn je, weil die Bedrohung der menschlichen Gattung sowie allen Lebens auf diesem Planeten durch weltumspannende Kriege und skrupellose Durchdringung aller Lebensbereiche durch ungehemmtes Profitstreben eine Zuspitzung erfahren hat wie noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte.

Die Autobiographie von Malcolm X kann dabei nützlich sein, zu den wesentlichen Fragestellungen der heutigen Zeit zurückzufinden. Eine der Erkenntnisse, die aus der kritischen Würdigung der Rolle, die Malcolm X zu seiner Zeit einnahm, zu ziehen ist, ist die: Es werden nicht charismatische Führungspersonlichkeiten die anstehenden Aufgaben bewältigen, vor welche die fortschrittlichen Kräfte gestellt sind. Anders als zu den Zeiten von Malcolm X sind aufgrund der technischen Revolutionierung der Kommunikation heute kollektive Lern-, Organisations- und Willensbildungsprozesse möglich, von denen man vor 40-50 Jahren nur träumen konnte. Das heißt, die Antworten, die einige sich vielleicht vom Lesen eines Buches wie dem vorliegenden erhoffen, müssen heute erst wieder neu erarbeitet werden.

Fragen wie zum Beispiel die nach der Entwicklung der gesellschaftlichen Lage der Schwarzen in den USA seit den Zeiten von Malcolm X,
nach der Bedeutung des politischen Erbes der Black Panther Party, die sich in Theorie und Praxis auf Malcolm X bezog und vernichtet wurde,
nach der Richtigkeit der Definition für die heutige Zeit, daß die rassistische Trennungslinie in den USA zwischen »Schwarz und Weiß« verläuft,
nach der progressiven oder reaktionären Bedeutung des Islam als eine der großen Religionen in den USA im allgemeinen und unter Schwarzen im besonderen,
nach der Fortschrittlichkeit eines revolutionärem Nationalismus in Zeiten einer Auflösung des Weltgefüges unter der militärischen Durchsetzung einer Neuen Weltordnung seitens der alleinigen Supermacht USA,
nach der Veränderung der Rolle der Vereinten Nationen seit dem Ende des Kalten Krieges,
nach dem Zusammenhang von Rassismus in den USA, wie ihn Malcolm X geißelte, und der Verrechtlichung von Rassismus und Flüchtlingseleid durch »Ausländer- und Asylgesetzgebung« in Deutschland und der »Festung Europa« –
und viele Fragen mehr.

Zur Beantwortung dieser Fragen sind heute Bewegungen und Organisationen gefordert, die nicht in nationalen Grenzen denken und diese Fragen als Herausforderung für die Weltgesellschaft denken, diskutieren, strukturieren und in politisches Handeln umsetzen.

Angela Davis, Bürgerrechtlerin seit den 60er Jahren und sicher eine derjenigen Schwarzen, die von Malcolm X stark beeinflusst wurde und seine politischen Ansätze weiterentwickelt und vor allem um den Zusammenhang von Sexismus und Rassismus erweitert hat, sprach im Oktober 2003 auf einer Podiumsdiskussion in Paris über Schritte, die sie im Hinblick auf die für alle sichtbaren Probleme für notwendig hält:

»Ich möchte über die aktuelle politische Situation sprechen. Vor wenigen Monaten gab es überall auf der Welt Demonstrationen gegen den drohenden Einmarsch in Irak. Am 15. Februar 2003 waren weltweit fast gleichzeitig Millionen und Abermillionen Menschen auf der Straße. Welche Lehren können wir daraus ziehen? Die Massendemonstrationen haben nicht den Einfluß auf die Entwicklung der Geschehnisse gehabt, den wir erwartet haben. Ich schliesse daraus, daß wir gründlicher an der Organisation der Bewegungen arbeiten müssen. Wir können uns nicht darauf verlassen, nur mit Demonstrationen etwas zu bewegen. Ich habe in Italien eine Rede von Arundhati Roy gehört, die erklärte, wir hätten gelernt, ein bemerkenswertes politisches Theater zu veranstalten, wir hätten aber nicht gelernt, uns auf eine angemessene Weise zu organisieren, um radikale Veränderungen in der Welt zu bewirken. Demonstrationen sind wunderbar, und wir brauchen sie, weil wir in bestimmten Momenten durch sie die Möglichkeit haben, die politische Einheit unter uns zu sehen und zu fühlen. Wir demonstrieren damit aber nur unsere Bewegung. Eine Demonstration kann nicht Ersatz für die organisierte Bewegung sein. Das heißt, daß wir vor allem die wenig ruhmreiche Arbeit tun müssen, das Denken der Menschen zu verändern und Bewegungen zu organisieren, die zu einem untrennbaren Bestandteil des alltäglichen Lebens werden. Das ist die Herausforderung, vor der wir stehen.«⁵

Mumia Abu-Jamal, der sein Verhältnis zum Vermächtnis von Malcolm X im Vorwort klar zu erkennen gegeben hat, umreißt in einer seiner aktuellen Zeitungskolumnen die Rahmenbedingungen, unter denen diese Herausforderung angenommen werden muß:

»Wahrhaft antiimperialistisch zu sein bedeutet, zu organisieren, aber nicht Demonstrationen, sondern Massenbewegungen, die eine Alternative darstellen gegenüber dem tödlichen Status quo. Es bedeutet, daran zu glauben und dafür zu kämpfen, daß eine andere Welt möglich ist. Es bedeutet, die anderen Völker dieser Welt als uns ebenbürtig anzusehen. Es bedeutet die Zurückweisung der Ideologie der weißen Vorherrschaft. Es bedeutet eine Außenpolitik, die sich auf Demut statt auf Dominanz gründet. Es bedeutet eine grundlegende Veränderung der Politik, die in den USA praktiziert wird. Und das bedeutet Veränderung, Revolution. Es bedeutet genau das, oder es bedeutet nichts. Denn wenn diese Schritte nicht gemacht werden, dann werden noch Generationen in blutige und sinnlose Kriege gestürzt werden. Kriege, die auf der Basis von Lügen, Angst und Habgier im Interesse der wohlhabenden Eliten geführt werden.«⁶

5 In: *junge Welt*, Wochenendbeilage, 11.10.03, S. 5, »Mumias Leben liegt in unseren Händen«, Bericht zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft von Paris an Mumia Abu-Jamal (Übersetzt vom Verfasser).

6 In: *junge Welt*, 1.11.03, S. 8: »Falsche Rezepte« (Übers. v. Verf.).